Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 10. Bromberg, den 30. März 1922.

Der Moosnarr.

Roman von Emil Uellenberg.

(14. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

„Zuerst sollst du uns ein gutes Nachtessen richten... heut' darfst du nehmen, was du willst."

Er unterwies sie in den Geheimnissen seiner Junggesellenküche, zeigte ihr die Vorräte und wie und wo er sie aufbewahrte.

Indes er noch redete, hatte sie schon das Feuer im Herd entflammt und Wasser aufgesetzt. Nun schaute sie sich in der Küche um.

„Suchst du etwas?"

„Ein Waschbecken... aber ich kann ja auch draußen an den Brunnen gehen."

Er zog das Verlangte irgendwo hervor und reichte es ihr. Sie füllte es mit Wasser, nahm Asche aus dem Ofenkasten und rieb sich die Hände sauber.

„Tust du das immer, ehe du Essen machst?"

Sie sah erstaunt zu ihm auf. „Was denkt Ihr von mir?"

„Meistens sieht man es anders hierzuland," sagte er lachend.

„Was aus dem Mund herauskommt, soll rein sein, — was hineingeht, nicht minder."

„Recht hast du." Er nickte freundlich und ging in die Stube. Wie ein Kind vor der verschlossenen Weihnachtstür harrte er, was sie wohl bringen würde. Bisweilen sog er die Luft durch die Nase ein, zumal wenn er ein lautes Zischen und Brozeln von draußen hörte.

Endlich tat die Tür sich auf.

„So, Herr . . . nun eßt!"

Sie stellte eine Schüssel auf den Tisch. Feingeschnittenes Rauchfleisch lag drauf und ein glotzendes Paar Spiegeleier darüber. Ein Besteck legte sie daneben; auch Brot fehlte nicht. Sie war schon wieder hinausgehuscht und brachte eine Tasse dampfenden Milchkaffee dazu.

Salmaser hatte sie wirken lassen.

„Und du? —" fragte er jetzt.

„Kümmert Euch nur nicht um mich, Herr."

„Hol dein Essen herein!" Im nächsten Augenblick bereute er den harten Ausdruck, den er in seine Worte gelegt hatte. Er sah, wie sie verlegen wurde und das Gesicht wegwandte.

„Ich hab' Kaffee und Brot draußen . . ."

„Sonst nichts?" Er bemühte sich, den rauhen Ton zu verwischen.

„Auf der Alp hatte ich nie etwas anderes auf die Nacht."

„Und du meinst, derweil könnt' ich allein hier sitzen und schlemmen? . . ."

„Ihr seid der Herr."

Da stand er auf und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Ein schöner Herr bin ich, ja . . . Weißt du, wie die Leute im Dorf unten mich nennen? Den „Moosnarr" nennen sie mich . . ." Er schwieg einen Augenblick. Sie sah ihn mit großen Augen an.

„Euch?"

„Ja, mich . . . Vielleicht ahnst du noch gar nicht, was für ein Opfer du mir bringst . . . Aber — weißt du — wer meine Einsamkeit mit mir teilt, der teilt wenigstens das bißchen Essen mit mir . . . Etwas anderes habe ich dir ja nicht zu bieten."

„Herr — —"

„Geh nun und hol dir einen Teller und eine Gabel."

Stumm ging sie hinaus. Als sie nicht gleich wiederkam, trat er in die Küche. Da stand sie am Tisch, sie hatte die Hände vor dem Gesicht, und eine krampfhafte Bewegung schüttelte ihren schlanken Leib.

„Ihr seid zu gut zu mir, Herr, viel zu gut."

Sanft löste er ihre Hände vom Gesicht. Er fühlte ihre warmen Tränen.

„Verzeih," sagte er ratlos, „verzeihe meine rauhe Art. Jahrelang bin ich nur mit Männern umgegangen... da verwildert man und findet nicht mehr den richtigen Ton für Frauen..."

Halb abgewendet stand sie und blickte beschämt auf den Tisch.

„Kindisch bin ich, ganz kindisch... Was werdet Ihr von mir denken?"

„Sicher nichts Schlechtes... komm jetzt, Lydia!"

Gehorsam nahm sie Teller und Gabel aus dem Schrank. Dann saßen sie am Tisch in der Stube. Er schob ihr die Hälfte des Essens hin. Sie aß und lächelte glücklich unter den versiegenden Tränen.

„Morgen wollen wir uns dann einen Wirtschaftsplan machen, gelt? Ein Hof liegt nicht gar weit von hier, da bekommen wir fast alles, was wir brauchen."

Sie nickte und schaute ihn zuversichtlich an. Dann erhob sie sich und trug das Geschirr hinaus, wischte die Platte ab und legte Papiere und Bücher wieder, wie sie vorher lagen.

Als sie mit dem Abwaschen in der Küche fertig war, steckte sie den Kopf durch die Tür.

„Habt Ihr noch etwas für mich zu schaffen, Herr?"

„Nein, Lydia, geh jetzt nur schlafen... Und träume etwas Schönes! Was man in der ersten Nacht in einem Hause träumt, geht in Erfüllung."

„Dank, Herr... und behüt Euch Gott!"

Er hörte die Stiege knarren, oben eine Tür schließen, dann herrschte wieder das gewohnte Schweigen.

Und doch!

War es nicht ganz, ganz anders?

Vorher war das Schweigen tot gewesen, jetzt war es lebendig. Was er fühlte, konnte er nicht in dürren Worten sagen. Er wußte plötzlich daß alles, was wir erleben, nur Vorstellung ist. Die Welt wird Wirklichkeit in uns, nicht umgekehrt. Wir schauen eine alte, baufällige Hütte unter grünen Bäumen mit jungen Augen an, und unsere Vorstellung macht daraus ein Märchen und ein Zauberschloß... Wir sehen den hochgefürsteten Herrensitz auf menschenwimmelndem Platz, und denken an Zuchthausmauern. Wie wir es sehen, so ist ein Ding... Wie es in uns aussieht, daraus, aus dem einen Quell, fließt unser Unheil oder unser Glück.

Oben in der Giebelkammer stand Lydia Bachammer am Fenster und schaute in die hundertaugige Nacht. Ihr Licht warf eine helle Tafel auf herbstgerötetes Laub. Mit leisem Keuchen ging der Wind durch das schüttere Wachstum des Rieds. In der Weite brauten schwarze Wolkenungetüme über dem Bergland ein Wetter zusammen. Dumpf, in dunkle Tücher eingehüllt, lag die Tiefe und schlief... Mädchengedanken liefen mit lautlosen Sohlen drüber hin, pochten mit zagendem Finger an die geheimnisbergende Himmelswand.

Erschauernd vor geheimen Gewalten schloß Lydia Bachammer das Fenster . . .

Als sie am Morgen in die Küche hinunterstieg, war Salmaser schon auf. Er hatte in der Stube rechnend am Tisch gesessen. Nun kam er und begrüßte sie beim Herd.

„Also, Lydia, wie war die erste Nacht?"

„Ich weiß nicht, Herr — —"

„Das ist kein schlechtes Zeichen."

„Ich glaube, ich hab' geschlafen . . . aber mein Herz war wach."

Verwundert sah Salmaser sie an. Wie fein kristallisierten in diesem Naturkinde die Gedanken. Unwillkürlich mußte er an den Knaben denken. In ihm lebte ein Stück Seele der großen Schwester. Die übrige aber war wie ein Tropfen Tau.

Beim Frühstück fragte er nach ihrem Traum. Eine rosige Welle färbte ihre Wangen.

„Träume sind Schäume, Herr."

„Meinst du? . . . Ich glaube es nicht," sagte er neckend, „was war's denn?"

„Muß ich es sagen?" Sie sah ihn offen an.

„Nein . . . aber ich wüßte es gern."

„Mir träumte, es wär' Frühling — und — und ich ging wieder auf die Alm — aber die Alphütte gefiel mir nicht mehr."

„Die Gelehrten sagen, die meisten unserer Träume seien Wunschträume oder solche der Befürchtung . . . Wozu gehört nun der deine?"

„Davon verstehe ich nichts, Herr."

Er sah, wie das Nachdenken ihre Stirn krauste. Dann sagte sie aufatmend: „Ich muß meine Gedanken immer an das Einfache hängen, dann kann ich mir alles erklären."

„Und was ist hier das Einfache?"

„Ich hab' gestern abend zu gut bei Euch gegessen . . . der Traum ist aus dem Magen gekommen."

Sie lächelte fein. Er wußte nicht, meinte sie es ernst oder blitzte der Schalk ihr aus den Augen. Ein frohes Gefühl stieg in ihm auf. Voll Eifer begab er sich an seine Arbeit . . .

Am Nachmittag sagte er: „Komm mit, ich will dir das Moos zeigen! Ich glaube, das Wetter ändert sich. Wer weiß, wie lange der Herbst uns noch hold ist."

„Werden wir auch die Stelle sehen, wo Ihr den Veri gerettet habt?"

„Ja . . . sie ist nicht weit von hier."

Er fühlte ihren warmen Blick.

Sinnend hatten sie drauf an der Unglücksstätte gestanden. Er sah, wie das Mädchen erschauerte und ihm aufs neue mit den Augen dankte. Beim Anblick des Baumes dachte er an Rolf Eveling. Unwillkürlich schickte er die Blicke nach ihm, ob sie ihn nicht bei der Arbeit fänden. Aber nirgends war etwas von ihm zu erspähen.

Sie schritten nebeneinander durch das bunte Heideland. Zarte Nebel füllten das Tal; von fernher kam der herbe Duft eines Kartoffelfeuers. Lose Dunststreifen spielten mit den Goldfäden der Sonne in den grünen Fichten, die am Rande des Dorfmoors wie Weihnachtsbäume standen.

Nun erzählte Basil Salmaser von seinen Plänen, von seiner Not, die über ihn gekommen, und von der Hoffnung, die er auf die segenbringende Arbeit setzte.

Lydia Bachammer schwieg zumeist; ein sicheres Gefühl ließ sie das eigene laute Wort verachten, wo stilles Hören Pflicht und Frauenvorrecht war. Nur einmal, als er von der Schwierigkeit sprach, den Entwässerungsversuch des Moors zunächst allein zu beginnen, fiel sie ihm in die Rede: „Laßt mich Euch helfen, Herr! Ich hab' zwei kräftige Arme und bin stärker als Ihr denkt." Ihre Augen bekamen dabei einen dunkelbraunen Glanz.

Suchend, tastend mit hungrigen Blicken umschritten sie den Moosbuckel, der wie ein riesiger Hut dem Hochgelände aufgestülpt war.

„Wenn an dieser Stelle eine Verbindung mit dem Graben dort unten hergestellt wird, muß das Moor von selber leer laufen," sagte das Mädchen nach einer Weile stillen Schauens.

Verwundert folgte Salmaser dem Zeigen ihrer Hand und der Richtung, die sie wies. Sein Gesicht wurde froh wie das eines Kindes, dem ein Geschenk in den Schoß gefallen ist."

„Wer hat dich gelehrt, so klug zu sein?" fragte er aus seinem Staunen heraus.

„Keiner," sagte sie lachend.

„Aber von irgendwoher mußt du's doch haben, dies sichere Urteil." Er konnte sich noch nicht beruhigen, lief ein paar Schritte vor und prüfte ihren Rat nach Maß und Gefälle.

„Ist das denn klug, Herr . . .? Vielleicht ist es nur natürlich. Ich war immer draußen unter freiem Himmel, da bekommt man einen klaren Blick."

Im Tal schlug eine Glocke an. Ihr wohligwarmer Ton kam mit dem Winde auf die Höhe. Rein wie die Glocke war das Kinderherz des Mädchens.

Wundervoll leuchtend ging der Tag zur Rüste. Als ein glühender, strahlender Ball schwebte die Sonne in den Dunst hinunter. Das stille, feine Heideland war blutübergossen. Am Waldrande, wo die purpurnen Pfaffenhütchen zu Tausenden an den Sträuchern hingen, gliß die Glut, als stünde das Unterholz in Flammen. Glimmende Funken lagen zu ihren Füßen im ledergrünen Blättergewirr, das waren die brennendroten Preißelbeeren. Zierliche Orchideenwunder des Sumpfs, Korallenwurz und Glanzkraut, daneben der fleischfressende Sonnentau, sie streckten entzückt ihre Köpfchen in die feurige Pracht.

„Wie schön ist in all seiner Dürftigkeit und Rauheit unser Heimatland", sagte Basil Salmaser auf dem Heimweg zu seiner Begleiterin.

„Ja", sagte das Mädchen, „die Menschen sollten hier nur mit dem Hut in der Hand gehen wie in der Kirche . . . aber so oft schon hab' ich denken müssen, sie sehen die Schönheit gar nicht."

Langsam gingen sie der Hütte zu. Unbeweglich träumte das Erlengebüsch. Unter seinem dunklen Ernst lag ein versöhnlicher Schein. Ein rosiges Flimmern durchzitterte die Luft. Die Läufe der Heidebäche waren golden.

An der Tür steckte eine weiße Karte.

„Rolf Eveling war hier."

Basil las einige flüchtig hingeworfene Worte. Ein Ausdruck des Bedauerns kam ihm vom Munde. „Ein Telegramm ruft mich in die Stadt, ich wollte Ihnen die Hand zum Abschied geben. Leben Sie wohl! Im Frühling komme ich und male die Löwenzahnblüte Ihrer Wiesen."

„Ich muß noch einmal fort", sagte Salmaser drinnen. „Wenn ich spät heimkomme, warte nicht auf mich."

Dann war er wieder gegangen.

Lydia Bachammer war allein. Sie machte sich in der Küche zu schaffen, setzte Wasser ans Feuer und schaute versonnen in die springenden Funken.

Einmal hörte sie Tritte draußen. „Nun ist er wieder da", dachte sie froh. Da drückte jemand die Klinke nieder, sie hörte eine fremde Stimme.

„Der Herr ist nicht daheim", sagte sie hinter der Tür, „und er hat den Schlüssel mit, öffnen kann ich nicht."

Brummend ging der Mann wieder fort.

Langsam verstrich die Zeit. Lydia Bachammer horchte, wie draußen der Wind erwachte; blasend lief er über die Höhe und summte im Ofenrohr. Die Dämmerung wich der Nacht. Gedanken stiegen auf, das Dunkel bekam Augen und das Schweigen einen lauten, geschwätzigen Mund.

Die Stunden schlichen in den Abend.

Lydia Bachammer saß und harrte.

Endlich hörte sie, wie der Schlüssel eingeschoben wurde. Rasch sprang sie an die Tür.

„Du?! . . . Und noch auf?"

Sie nickte und sah ihm freimütig entgegen.

„Warum bist du nicht schlafen gegangen, wie ich gesagt habe?" Ein leiser Ärger färbte seine Stimme.

„Herr . . ."

„Nun?"

„Ich war gar nicht müde — — und es war auch ein Mann da, der hat geklopft."

„Ein Mann?" Mißtrauisch blickte er sie an. Gleich drauf schämte er sich.

„Ja . . . er hat nach Euch gefragt, dann ist er wieder gegangen."

„Wann war das?"

„Gleich nachdem Ihr fort ward."

„Da stand das Abendrot noch am Himmel."

„Ja, Herr."

„Warum bist du dann nicht nachher rechtzeitig schlafen gegangen?"

Einen Augenblick zögerte sie. Dann sagte sie leise: „Ich hab' mir Sorgen um Euch gemacht, Herr."

Da ging er stumm in die Stube hinüber. Aber bald kam er zurück.

„Du bist ein braves Mädchen, Lydia", sagte er warm. „Hast du noch einen Kaffee für uns?"

Eilfertig sprang sie an den Herd. Freude zuckte aus allen ihren Bewegungen. „Ja, Herr, ich hab' ihn heiß gestellt."

Draußen sang der Wind dem Herbst den Schwanengesang. Kalt, aber voll unerhörten Glanzes glitzerten am Himmel die Sterne.

8.

Basil Salmaser brachte den Maler an die Eisenbahn. Der junge Tag schlich trübe in die Welt. In der klagenden Luft rauschte die Sehnsucht nach dem Licht.

„Sie gehen nun wieder in die Stadt, wo der sengende Atem des Lebens weht", sagte Basil und zeigte mit der Hand nach Osten.

„Ich nehme Bergeskühle mit . . . mir soll er nichts anhaben."

Nachdenklich schaute Salmaser in das Gesicht des Freundes. Die Not der Zeit riß ihren Abgrund vor ihm

auf. Er dachte plötzlich an den grellen Feuergleisch der Städte, wo verhetzte, betörte Massen mit blutigen Fäusten ans falsche Tor der Freiheit pochten, sah Schwächlinge, wenn nicht Verbrecher um ihres Machtkitzels willen ein ganzes Volk zugrunde richten.

„Das Reich zerfällt!“

Wie einen unbehauenen Stein warf Salmaser das schwere Wort auf den Weg. Erschrocken standen sie davor und wußten nicht, wie sie ihn beiseite räumen sollten.

„Alles Leben ist Entwicklung. Was heute geschieht, müssen wir nach Jahrtausenden werten,“ sagte der Maler, vorsichtig anpackend.

„Ja, das müssen wir . . . Und vieles ist faul geworden im Laufe der Zeit. Wie wenn fressender Schwamm die Balkengrundlage des Hauses zerstört, so schwankt auf überlebten Formen das Reich.“

„Also den Schwamm entfernen oder neu bauen?“

„Wo einmal Schwamm sich eingenistet hat, kommt er immer wieder.“

„Dann also Neubau! Aber wo ist der Riese, gegen den der alte Reichsschmied nur ein Zwerglein wär!“

„Er kommt,“ sagte Salmaser mit pochendem Herzen. „Irgendwo ist er schon geboren. Sie werden sehen, die jetzigen Reichszerstörer werden in ihrem theoretischen, verbrecherischen internationalen Wahnwitz immer mehr mephistogleich, zum betrogenen Betrüger, der stets das Böse will und schließlich, ohne es zu wollen, das Gute schafft.“

„Sie denken an Bayern und Preußen?“

„Ja, was das Gute anbetrifft,“ sagte Salmaser eifrig. „Auf Bismarcks Grundmauern, diese nur weiter, viel weiter ausgedehnt und verstärkt, müßte der Neubau erfolgen! Bayern, um seine Stammesbrüder in Deutschösterreich und Tirol vermehrt, wieder unter der Königskrone machtvoll, stark, gleichberechtigt mit einem ebenso starken, freiheitlich erneuerten Preußen und mit ihm Schulter an Schulter am Grabe des einst zerstörenden, nun zerstörten Partikularismus die alte Reichsfahne aufpflanzend, umschart von allen Germanenstämmen den neuen erblichen Kaiser von Deutschland kürend, — das wäre endlich eine Errungenschaft, dafür man die Hände falten könnte.“

Sie kamen an einem Bildstock vorüber. Schwere Tropfen rannen dem Gekreuzigten wie Tränen über die schmalen Wangen.

Rolf Eveling warf einen Blick hinauf und stieß den Freund in die Seite: „Und auch der da oben, vom Fluch des konfessionellen Zwiespalts und Haders erlöst, mit unter dem Reichsbanner — —“

„— — als alleinziger und wahrhaftiger Fels einer geeinigten deutschen Nationalkirche — — wahrlich, dann müßte es doch noch einmal wieder eine Lust zu leben sein.“

„Hei!“ rief Rolf Eveling und schwang seinen Glockenhut in den Regen hinaus, „dann wird von den Türmen im Lande alles Erz zusammenschwingen: ‚Einig, einig, einig!‘ Den auf friedfertiger Macht gegründeten Frieden läutet es ein, sein Bronzemund ist voll Segen. Silberne Sensen hör' ich klingen, dazwischen glückliches Kinderjauchzen. In Blühen und Ernten prangt wieder das Land. Weihelieder umbrausen den neuen Volkskaiser, und seine bundesstarken Fürsten stimmen ein.“

Wie Kinder sich umschlungen haltend, schritten die Männer von der Höhe hinunter ins Tal.

„Die Gegenwart ist grau . . . wir müssen uns in bunte Träume flüchten“, meinte Salmaser lebhaft.

„Schade, daß dies nur selten gelingen will.“

„Sie haben doch Ihre Leinwand dazu.“

„Gottlob!“ Rolf Eveling atmete auf, „dennoch beneide ich Sie in diesem Augenblick.“

„Mich?“

„Ja, Sie! . . . Sie können auf Ihrem Berge Neuland schaffen — — ich kann es nur denken.“ Der Maler schaute mit trüber Miene in die regentriefende Weite. Salmaser ereiferte sich:

„Der Gedanke, machtvoll zündend, ist oft wichtiger als die schaffende Tat.“ Und als der andere nichts erwiderte, fuhr er fort: „Ja, so ist es, Gedanke und Tat sind wie Mann und Weib: Vereint voll schöpferischer Urkraft, getrennt — zwei taube Nüsse.“

„Sie haben recht, Gedanke und Tat, wir wollen sie beide hochhalten, bis wir uns wiedersehen!“

So trennten sie sich. Ihre Hände lagen fest ineinander. Der Druck, hier wie dort, war ein stilles Geloben . . .

Beim Eintritt in die Hütte glaubte Salmaser einen fremden Duft zu spüren, der ihm auch wieder bekannt vorkam. Ein Bild stieg plötzlich vor ihm auf wie eine Luftspiegelung. Zwei Menschen in einer Studentenstube sah er, Licht war um sie her, Blumenstöcke blühten an den Fenstern. Jung waren die Menschen und unerfahren. Durstig griffen sie nach dem Becher, darin das Wissen wie Schaumwein perlte; wenn der eine getrunken hatte, reichte er ihn mit freudigem Dank dem andern. So glaubten sie an einen Vermählungsrausch ihrer Seelen und merkten nicht, daß nur der Körper nach Erfüllung schrie. Gefallen fanden sie aneinander, die beiden jungen Menschen; mit großen Augen suchten sie das unbekannte Land. An seiner Schwelle stand das graue Gespenst des Entsagenmüssens, der Irrtum des Lebens.

„Ein Brief ist gekommen“, sagte das Mädchen und wies mit der Hand nach dem Tisch.

Er nickte ihr zu und ging hinüber.

„Ein Brief ist gekommen?“ spricht er gedankenlos die Worte nach.

Auf dem Tisch liegt der weiße Fleck, von dem der Duft ausströmt.

Schwer steht Salmaser davor und muß sich zwingen, nach ihm zu greifen. Er braucht die Schrift nicht zu sehen. Er weiß: Der Brief ist von der Christel. Nichts weckt Erinnerung so sehr wie der Geruch. Ein Hauch, ein Duft — auftaucht vor uns ein Bild der Vergangenheit, das im Verborgenen schlief.

Es überrieselt ihn heiß, als er öffnet und liest. Erstorbene Gedanken werden wach und flüstern an seinem Ohr. Durch die schweren Wolken huschen sie, kommen mit dem eintönigtropfenden Regen und umrauschen ihn wie höhnende Geisterstimmen . . .

Müssen Menschen Menschenwege kreuzen, um sich aneinander weh und wund zu reiben? . . .

Ein ächzender Laut dringt über die zusammengepreßten Lippen des Mannes.

„Herr . . .“

Lydia Bachammer war hinter ihn getreten.

„Herr . . . kann ich Euch tragen helfen?“

„Du kannst es nicht . . . es kann kein Gott.“ Ein trostloses Stöhnen waren seine Worte. Der Brief zitterte in seiner Hand. Dann raffte er sich auf und nahm die drückende Last auf seinen Rücken. „Es ist ein Jammer“, sagte er dumpf, „aber ich kann nichts darin tun.“

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingsstürme.

Naturwissenschaftlich-technische Plauderei von C. v. Waldhofen.

Den Bewohnern der Alpentäler gilt als Bote des nahenden Lenzes der Föhnsturm, der von dem Kamm des Hochgebirges mit furchtbarer Gewalt herabfegt. Am häufigsten und am heftigsteen tritt der Föhn am Nordabhang der Alpenkette zwischen Genf und Salzburg auf. Hier zählt man im Jahre etwa 30 bis 40 Föhntage, von denen die Mehrzahl auf den Herbst und Winter, in der Schweiz auf das Frühjahr fällt. In den oberen Teilen des Rheintales, des Linth- und des Reußtales sowie im unteren Rhonetal bis zum Genfersee kann sich die Stärke des Föhns zum Orkan steigern, der Bäume entwurzelt und Häuser und Ställe abdeckt. Die Wirkung des Föhns erstreckt sich noch weit in das Alpenvorland hinaus; im Westen reicht sein Einfluß über den Jura hinweg bis Besancon, im Norden bis in das mittlere Württemberg. Die beiden Haupteigenschaften, die den Föhn kennzeichnen, sind große Wärme und Trockenheit. Die Temperatur in den vom Föhn durchstrichenen Tälern kann mitten im Winter sommerliche Höhe erreichen; so wurde in Bludenz am 25. November 1870 plus 22 Grad Celsius beobachtet.

Infolge ihrer hohen Temperatur üben die Föhnwinde eine sehr starke Schmelzwirkung aus. Der Föhn wirkt in 24 Stunden so viel wie die Sonne in 14 Tagen. Im Grindelwaldtale schmilzt er oft in zwölf Stunden eine Schneedecke von mehr als zwei Fuß Dicke weg, in vielen schattigen Hochtälern hängt von ihm geradezu der Eintritt des Frühlings ab. Andererseits befördern die im Herbst wehenden Föhnwinde in den tieferen Lagen die Reife des Maises und des Weines, so daß der Föhn in den Tälern Graubündens als der eigentliche Traubenkocher angesehen wird.

Wegen seiner hohen Wärme und Trockenheit hielt man den Föhn lange Zeit für einen echten Wüstenwind, als dessen Heimat man die Sahara ansah. Später erkannte man, daß die ungewöhnliche Temperaturerhöhung erst beim Herabkommen des Windes entsteht und eine Folge dieses Herabfließens der Luft in die Täler ist. Auch in Grönland treten Föhnwinde auf, die an Wärme und Trockenheit dem Alpenföhn nicht nachstehen. Da diese

warmen Winde unmittelbar aus dem vereisten Innern Grönlands kommen, ließen sich früher Beobachter zu dem Glauben verleiten, dieses Innere müsse sich eines milden Klimas erfreuen oder es sei mit feuerspeienden Bergen besetzt.

Die meteorologische Forschung hat über die Stärke und die Richtungen der Luftbewegungen, über ihre örtlichen und zeitlichen Verschiedenheiten eine Fülle wichtiger Aufschlüsse erbracht. Im allgemeinen herrschen in den küstennahen Gebieten stärkere Winde als im Binnenlande.

Ebenso weist die Stärke der Luftbewegung je nach der Jahreszeit erhebliche Schwankungen auf. Das Maximum der Windstärke fällt in den höheren Breiten an der Küste auf die kalte Jahreszeit, im Binnenlande dagegen verspätet sich sein Eintreten, indem es auf einen der Monate März bis Juli trifft. Mit der höchsten Windgeschwindigkeit des Jahres fällt in der Regel auch das Maximum der Stürme zusammen, so daß in der Tat für große Gebiete das Frühjahr die sturmreichste Jahreszeit ist. Die geringste Windgeschwindigkeit verzeichnen die Küstengebiete im Juni oder Juli, das Binnenland meist im August oder September.

Die Windgeschwindigkeit erfährt ferner eine beträchtliche Zunahme mit der Erhebung über den Erdboden bzw. den Wasserspiegel. Die oberen Segel eines Schiffes können vom Winde gefüllt sein, während die unteren schlaff herabhängen. Bei Ballonfahrten hat man oftmals feststellen können, daß der Wind in der Höhe eine viel größere Stärke zu erreichen vermag als gleichzeitig an der Erdoberfläche, daß in der Höhe heftiger Wind, ja Sturm herrschen kann bei sehr schwacher Luftbewegung in den unteren Schichten. Aus den Beobachtungen des Aronautischen Observatoriums in Lindenberg ergab sich z. B. die jährliche Windgeschwindigkeit an der Erdoberfläche (etwa 100 Meter Meereshöhe) zu 4,7 Sekundenmeter, in 500 Meter Seehöhe zu 8,9 Sekundenmeter, in 1000 Meter zu 9,2 Sekundenmeter, in 2000 Meter zu 10,5 Sekundenmeter. Für Höhen von 6000 bis 8000 Meter ermittelte man aus Beobachtungen des Wolkenzuges in Upsala eine mittlere Geschwindigkeit von 20,4, für Höhen von 8000 bis 10 000 Meter 26,6 Sekundenmeter; noch höhere Werte, nämlich 25,0 bzw. 35,8 Sekundenmeter wurden für die gleichen Höhenstufen zu Blue Hill in Nordamerika gefunden. Die Kenntnis der Windverhältnisse der höheren Regionen hat durch die Entwickelung der Luftschiffahrt besondere Bedeutung gewonnen.

Von Interesse dürften weiter einige Angaben über die größten bisher gemessenen Windgeschwindigkeiten sein. Bei dem Sturm, der am 10. Dezember 1884 in Wien wütete und bei dem auf der Aspangbahn Eisenbahnwagen umgeworfen wurden, betrug das Maximum während einer Viertelstunde 32,5 Sekundenmeter; die einzelnen Stöße dürften also mit Bestimmtheit 40 Sekundenmeter erreicht und überschritten haben. In Hamburg wurden am 11. Dezember 1891 in kürzeren Zeiträumen 30 bis 35 Sekundenmeter, zu Borkum am 22. Dezember 1894 36 Sekundenmeter beobachtet. Auf dem Eiffelturm, in 300 Meter Höhe über dem Erdboden, wurden bei dem Sturm vom 12. zum 13. November 1894 42 Meter in der Sekunde gemessen, in den einzelnen Stößen bis zu 50 Meter in der Sekunde. Zu den sturmreichsten Stellen Englands gehören die Scilly-Inseln. Innerhalb 15 Jahren wurden daselbst 504 Tage mit einer Windstärke von 60 Kilometern in der Stunde gezählt.

Das Studium der Luftbewegungen hat, wie bereits erwähnt, durch die Entwickelung der Luftschiffahrt eine erhöhte Bedeutung gewonnen. Neben der Erforschung der Windverhältnisse der Atmosphäre, die dem Meteorologen zukommt, erwuchs für den Techniker und Physiker die neue Aufgabe, das Verhalten der verschiedenen in der Luft zu bewegenden Körper zu untersuchen. Die hieraus abgeleiteten Gesetze des Luftwiderstandes bieten Anhaltspunkte, um die zweckmäßige Gestalt jener Körper festzustellen.

Hervorragende Leistungen auf diesem Gebiete hat neuerdings die aero-dynamische Versuchsanstalt in Göttingen erzielt. Nach den Angaben von Professor Prandtl verfügt die Anstalt über zwei Luftstromapparate mit Luftströmen von 1 bzw. 4 Quadratmeter Querschnitt. Die Höchstgeschwindigkeit des in diesen Apparaten verwendeten Luftstroms beträgt bei der kleineren Bauart 33 Meter in der Sekunde, bei der größeren 53 Meter in der Sekunde, entspricht also der Luftbewegung bei den stärksten Orkanen. Für das Endergebnis ist es nun völlig gleichgültig, ob man den zu prüfenden Körper durch das ruhende Luftmeer bewegt oder ob man umgekehrt einen Luftstrom gegen den ruhenden Körper stoßen läßt.

Zu den Versuchen dienen Modelle der zu prüfenden Körper, deren Aufhängung im Luftstrom so zu erfolgen hat, daß neben dem Horizontalwiderstand auch der Auftrieb der Modelle gemessen werden kann. Zur Untersuchung gelangten regelmäßig geformte Körper, z. B. Zylinder, ferner Flugzeug- und Windmühlenmodelle usw. Diese Arbeiten haben bereits sehr bemerkenswerte Aufschlüsse gebracht. So wurde zunächst ein Körper von zylindrischer Gestalt dem Luftstrom ausgesetzt und sein Luftwiderstand bestimmt. Wurde dem Zylinder eine gerade Kegelspitze vorn aufgesetzt, so sank der Widerstand auf $\frac{2}{3}$ des Anfangswertes und konnte durch weiteres Ausziehen der Spitze auf eine mehr oder weniger gewölbte Form bis auf $\frac{1}{5}$ verringert werden. Brachte man schließlich an dem Zylinder vorn und hinten Ansätze an, durch die er die Form eines Wassertropfens erhielt, so betrug der Luftwiderstand nur noch $\frac{1}{25}$ des Anfangswertes.

Diese Ergebnisse sind nicht allein für die Luftfahrt, sondern auch für den Bau der Landverkehrsmittel bedeutsam. Bei Versuchen, die mit dem Modell eines D-Zuges angestellt wurden, genügte schon eine ganz rohe Verkleidung des Lokomotivmodells, um den Luftwiderstand und infolgedessen auch den Kohlenverbrauch des Zuges zu verringern. Die Kohlenersparnis im praktischen Betriebe würde für einen mit 90 Kilometer-Stunden fahrenden Zug bei mäßigem Seitenwind 80 bis 100 Kilogramm in der Stunde betragen, bei der Fahrt gegen einen steifen Wind von 15 Sekundenmetern von vorn sogar 250 bis 300 Kilogramm in der Stunde. Was diese Zahlen bei der gegenwärtigen Kohlenknappheit bedeuten, liegt auf der Hand. Hierbei ist zu beachten, daß eine sorgfältige Ausführung der Verkleidung noch erheblich bessere Ergebnisse liefern könnte.

Die gleiche Wichtigkeit besitzt die verbesserte Formgebung für den Automobilbau. So stellte sich heraus, daß das Rumplersche „Tropfenauto“, das in seiner Gestalt der oben geschilderten Form entspricht, einen um 67 Prozent geringeren Luftwiderstand besitzt als ein Tourenwagen der gewöhnlichen Bauart.

Bunte Chronik

* **Ein kleiner Irrtum.** Die „Weltbühne“ erzählt: Im Hamburger Stadttheater, wo Richard Straußens „Frau ohne Schatten“ gespielt werden soll, aber 'm letzten Augenblick wegen Erkrankung eines Künstlers durch „Lohengrin“ ersetzt wird, sagt nach dem ersten Akt Frau X zu mir: „Finden Sie nicht auch, daß sich dieser Strauß ein wenig mit fremden Federn geschmückt hat?“

*

* **Ist der Laubfrosch ein Wetterprophet?** Ein Zoologe hat die Frage untersucht, indem er zehn Laubfrösche beobachtete. Drei Monate lang schrieb er täglich dreimal auf, ob sie hoch oder niedrig saßen, und suchte Mittelwerte. In diesen drei Monaten regnete es 26 mal. Vor dem Regen saßen die Laubfrösche zehn mal tief, sechzehn mal hoch, d. h. nicht jeder, aber im Durchschnitt. Wenn man die Luftfeuchtigkeit prüfte und etwa annahm, daß niedriger Sitz der Frösche feuchte Luft angeben sollte, hoher Sitz dagegen Trockenheit, so stimmte das 51 mal, dagegen 35 mal stimmte es nicht. Ebensowenig stimmt es mit dem „Prophezeien“. — Die Laubfrösche sind nette Tierchen, aber vom Wetter verstehen sie nichts.

Kleine Rundschau-Ecke

Auch etwas. Gattin: „Die Nachbarin hat schon wieder einen neuen Hut und neue Handschuhe! (Schmollend) Ich habe niemals etwas Neues!“ — Er (mit sanftem Vorwurf): „Hast du nicht alle acht Tage ein neues Dienstmädchen, Emilie?“

*

Das reiche Amerika. Münchener: „Jetzt da schau her, Marie! Da schickt mir der Herr Bruder aus Amerika 20 Dollar. Herrgott, bin i' jetzt froh, daß der Lump, der miserabliche, damals nach Amerika hat durchbrennen müssen.“

*

Mißglückte Huldigung. „Sie essen ja so wenig!“ — „O, Fräulein, wenn man Ihnen gegenübersitzt, da vergeht einem der Appetit!“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.